Auer Tageblatt

Anzeiger für das Erzgebirge

mit der wöchentlichen Unterhaltungsbeilage: Auer Sonntagsblatt.

Bezugspreis: Durch unsere Boten frei ins Haus monatlich 60 Pfg. Bei der Geschäftsstelle abgeholt monatlich 50 Pfg. u. wöchentlich 20 Pfg. Bei der Postbestellung und selbst abgeholt vierteljährlich 1.50 Mk., monatlich 50 Pfg. Durch den Briefträger frei ins Haus vierteljährlich 1.62 Mk., monatlich 54 Pfg. Erscheint täglich in den Mittagsstunden, mit Ausnahme von Sonn- und Feiertagen. Unsere Zeitungsträger und Ausgabestellen, sowie alle Postanstalten und Briefträger nehmen Bestellungen entgegen.

Sprechstunde der Redaktion mit Ausnahme der Sonntage nachmittags 4—5 Uhr. — Telegramm-Adresse: Tageblatt Auerzgebirge. Fernsprecher 53.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann Gewähr nicht geleistet werden.

Insertionspreis: Die fünfgespaltene Korpuszeile oder deren Raum für Inserate aus Auer und den Ortsteilen der Amtshauptmannschaft Schwarzenberg 12 Pfg., sonst 15 Pfg. Reklamepetitzeile 30 Pfg. Bei größeren Aufträgen entsprechender Rabatt. Anzeigen bis spätestens 9 Uhr vormittags. Für Fehler infolge schlechter in der Erscheinungsweise durch Gewalt nicht geleistet werden, wenn die Aufgabe von Inseraten durch Fernsprecher erfolgt oder das Manuskript nicht deutlich lesbar ist.

Nr. 231. | **Sonnabend, 4. Oktober 1913.** | **8. Jahrgang.**

Diese Nummer umfaßt 16 Seiten.
Außerdem liegt das achtseitige illustr. Sonntagsblatt bei.

Das Wichtigste vom Tage.

Der König von Sachsen hat den Reichstag zur Einweihung des Völkerschlachtdenkmals eingeladen und dem Präsidenten Kaempf hundert Karten zustellen lassen.

•

Die Reichsregierung beschloß die Einstellung einer Etatsforderung von 400 000 Mark in das Budget zur Tuberkulosebekämpfung.

•

Der Bundesrat hielt gestern seine erste Plenarsitzung nach den Ferien ab; die braunschweigische Thronfolgefrage kam nicht zur Verhandlung.*)

•

Der Deutsche Handelstag wandte sich in einer Eingabe an den Bundesrat gegen die Beschlüsse der Reichstagskommission über die Konkurrenzklausel.

•

Präsident Wilson hat gestern in Gegenwart der Kommissionen beider Häuser die Tarifbill unterzeichnet.

*) Näheres siehe an anderer Stelle.

Die braunschweigische Frage im Lichte des Verfassungslebens.

Allem Anscheine nach beabsichtigt die preußische Regierung demnächst beim Bundesrat den Antrag auf Aufhebung der Bundesratsbeschlüsse bezüglich der Thronbesteigung in Braunschweig zu stellen. Wenn es richtig ist, daß dieser Antrag schon im Laufe des Oktober im Bundesrate eingebracht werden soll, so fällt es schwer, dabei nicht an eine gewisse Absichtlichkeit zu glauben, insofern, als der gewählte Zeitpunkt mit den Parlamentsferien zusammenfällt. Die preußische Regierung würde also ohne jede Fühlungnahme mit dem preußischen Landtage, der doch mit der Regierung zusammen die Interessen des preußischen Volkes zu vertreten hat, vorgehen. Daß das die Verantwortlichkeit der Staatsregierung noch wesentlich erhöht, ist ohne Zweifel, es entspricht aber auch nicht dem konstitutionellen Gedanken. Wir haben es von uns abgewiesen, daß für Deutschland und Preußen das parlamentarische Regierungssystem zu erstreben sei. Der wahre Konstitutionalismus aber besteht in dem vertrauensvollen Zusammenarbeiten von Regierung und Volksvertretung im nationalen Interesse unbeschadet der vollen Selbständigkeit beider Faktoren. Diesem Grundsatz wird durch das Verhalten der preußischen Regierung direkt entgegengehandelt, und die verschiedentlichen Beteuerungen des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg, daß in Preußen durchaus konstitutionell regiert werde, verlieren dadurch ihren Wert. Ganz anders hat einer seiner Amtsvorgänger und gewiß derjenige, der dem parlamentarischen Regierungssystem am meisten abhold war, nämlich Fürst Bismarck, über die Verpflichtung der Regierungen, sich für ihre Abstimmungen im Bundesrate mit ihren Landesvertretungen in Fühlung zu halten, geurteilt. In einer Rede, die er im Reichstage am 19. April 1871 gehalten hat, führte er folgendes aus:

> So leicht wiegen die Stimmen im Bundesrate nicht; da stimmt nicht der Freiherr v. Friesen, sondern das Königreich Sachsen stimmt durch ihn; nach seiner Instruktion gibt er ein Votum ab, was sorgfältig destilliert ist aus all den Kräften, die zum öffentlichen Leben in Sachsen mitwirken; in dem Votum ist die Diagonale aller der Kräfte enthalten, die in Sachsen tätig sind, um das Staatswesen zu bilden; es ist das Votum der sächsischen Krone, modifiziert durch die Einflüsse der sächsischen Landesvertretung, vor welcher das sächsische Ministerium für die Vota, welche es im Bundesrat abgeben läßt, verantwortlich ist. Es ist also recht eigentlich das Votum eines Staates, ein Votum in einem Staatenhaus.

Wir fragen: wo ist die Diagonale all der Kräfte, die in Preußen tätig sind, in dem Verhalten der preußischen Staatsregierung in der braunschweigischen Frage zu finden? Einseitig geht die Regierung vor ohne jede Fühlungnahme mit den Auffassungen des Landtages. Sie benutzt im Gegenteil die Zeit seiner Abwesenheit, um eine politische Aktion durchzuführen, die die vitalsten Interessen des preußischen Volkes berührt. Weniger konstitutionell kann tatsächlich eine Regierung nicht verfahren, die sich durch streng absolutistische Neigungen auszeichnet. Bei dieser Gelegenheit möchten wir noch auf einen Mißbrauch hinweisen, der augenblicklich von geschmeidigen Federn mit dem Worte Verzicht betrieben wird. Man weist mit einer Dialektik, die wir nicht näher charakterisieren wollen, darauf hin, daß in dem Verlangen des Verzichtes auch die Anerkennung eines Rechtes des Verzichtleistenden liege, und sucht damit die Forderung eines Verzichtes ad absurdum zu führen. Das geradezu Lächerliche dieses Gedankenganges ist von dem größten Teil der Presse gebührend gekennzeichnet worden. Tatsächlich sind diese Ausführungen auch vollständig hinfällig, wenn man statt des negativen Wortes Verzicht sich an die positive Seite der Sache hält und statt dessen die ausdrückliche Anerkennung des bestehenden Rechts- und Verfassungszustandes in Deutschland fordert. Also auch die Anerkennung des jetzigen Umfanges des preußischen Staatsgebietes. Daß das das Mindeste ist, was von einem deutschen Bundesfürsten gefordert werden kann, liegt auf der Hand. Verzichtet man auf diese Anerkennung, so verlieren die Beschlüsse des Bundesrats von 1885 und 1907 vollständig ihren Sinn, uns es bleibt nur die Folgerung übrig, daß die preußische Regierung mit ihren damaligen Anträgen und der Bundesrat mit seinen Beschlüssen sich selbst ins Unrecht gesetzt haben. Ob diese unumgängliche Schlußfolgerung für diese beiden Instanzen gerade schmeichelhaft ist, können wir getrost dem Urteil der öffentlichen Meinung überlassen.

Das Kriegsfieber der Balkanvölker.

Die Balkanländer können aus ihrem Krankheitszustande nicht herauskommen. Kaum haben die Friedensschlüsse von Bukarest und Konstantinopel ein paar wunde Stellen geschlossen, da entzünden sich wieder andere in dem weiten Bereiche der Balkanfragen. Oder es brechen auch ältere wieder auf, die die Aerzte als geheilt betrachtet hatten. So ging's jüngst mit Albanien, dessen festgesetzte Grenzen durch neue Ansprüche der Serben wieder in Zweifel gesetzt werden sollten. Da lag nun freilich die Hauptschuld an den Aerzten, die ihre Pflicht der Nachbehandlung arg verabsäumt, nämlich sich begnügt hatten, jene Grenzen auf dem Papier festzulegen und dann in die Ferien gelaufen waren, ohne sich um die tatsächliche Abstecknng zu kümmern. Die Folge könnte sehr leicht sein, daß Oesterreich und Serbien sich über den alten und nur scheinbar beigelegten Streitfall wiederum in die Haare gerieten — mit allen an eine solche Möglichkeit sich anschließenden Gefahren. Und am östlichen Rande der Balkanwelt kann die unglaublich langsame Arbeit der berüchtigten Londoner Botschafter-Konferenz ebenso bedenkliche Folgen haben. Seit den Verhandlungen über den ersten Vorfriedensentwurf, welcher durch die Konstantinopler Revolution des 23. Januar Makulatur wurde, ist die Entscheidung der Inselfrage der Botschafterkonferenz überantwortet. Seit dem Londoner Frieden des 30. Mai fußt dieses Schiedsrecht auf einer beglaubigten internationalen Urkunde. Wenn

Gräfin Schweinscarré.

Eine lustige Theatererinnerung von **Robert Wach**, Regisseur am Weimarer Hoftheater.

Nachdruck verboten.

Diese kleine Geschichte hat den Vorzug, daß sie wahr ist. Sie trug sich im Wonnemonat des Jahres 19 . . in Budapest zu, und zwar gelegentlich eines Gastspiels des Berliner Deutschen Theaters, das damals noch unter der Leitung des seligen Otto Brahm stand. Budapest und Mai! Wer die ungarische Metropole kennt, wird verstehen, daß wir Schauspieler bald ganz im Bann dieser lebenslustigen Stadt lagen; daß wir dort herrliche Tage und noch herrlichere Nächte verlebten. Dazu kam noch die herzliche Aufnahme, die uns das Publikum bereitete. Man sagt, daß der Deutsche in Ungarn gewöhnlich nicht sehr gern gesehen wird. Wir merkten davon nichts. Die Berliner Schauspieler wurden aufs herzlichste willkommen geheißen. Denn Berlin war damals in Pest geradezu Triumph. Vor kurzem erst war der deutsche Kaiser dortgewesen und hatte sich alle Herzen erobert. Abends bei den Aufführungen durchbrausten begeisterte Eljen-Rufe das Theater. Man gab uns zu Ehren Bankette. Und wenn wir nachts in ein Café traten, grüßten uns die Zigeuner, die wir künstlerisch erst in zweiter Position standen und durch allzu große Rollen und allzu große künstlerische Verantwortung nicht sonderlich beengt wurden; wir ließen uns willig von dem glitzernden Zauber der Magyarenstadt gefangen nehmen und waren zu allen möglichen tollen Streichen bereit. Ein magyarischer Kollege, der leidlich Deutsch sprach, diente uns als Führer und brachte uns überall hin, wo nur irgend was los war. Und alle waren dabei. Selbst die ärgsten Philister unter uns wurden plötzlich zu Nachtschwärmern. Keiner schloß sich aus. Bis auf den einen! Bis auf unseren Kollegen Müller. Er hieß ganz anders. Doch ich will seinen Namen verschweigen. Denn er ist ein lieber, guter Kerl und nimmt jetzt in Wien an einem ersten Theater eine erste Stellung ein. Es könnte ihm vielleicht nicht angenehm sein, wenn — — Also: Er hieß Müller! —

Die Sache lag so! Müller der in Berlin bisher keine gute Beschäftigung gefunden hatte, war gelegentlich dieses Gastspiels plötzlich zu größeren Rollen gekommen. In einem unserer Repertoirestücke spielte er sogar die Titelrolle — und mit recht ansehnlichem Erfolg. Dieser Erfolg war ihm nun augenblicklich zu Kopf gestiegen. Denn er wurde plötzlich stolz. Er zog sich von uns Kollegen aus der zweiten Linie zurück, begann sogar ganz sichtlich auf uns herabzusehen. Ja, er war auf dem besten Wege, sich sogenannte Primadonna-Manieren anzueignen. Das war nun in dem Brahmschen Ensemble damals etwas ganz Ungewöhnliches, etwas, was auch bei den ganz Großen durchaus nicht geduldet wurde. Weder von der Theaterleitung, noch von den Mitgliedern. Ein Sichüberhebenwollen eines einzelnen gab es einfach nicht. Und versuchte es einer, so wurde er schnell von den anderen geduckt. Und zwar meist so kräftig, daß ihm die Lust zu weiteren Versuchen verging. Der plötzliche Größenwahn, der hier unseren guten Müller überfallen zu haben schien, verdroß uns natürlich gewaltig. Und wir beschlossen, ihm eine kleine Medizin dagegen einzugeben. Nur über das Rezept einigten wir uns nicht so bald. Lange beratschlagten wir. Endlich hatte jemand eine Idee, die sofort von allen als einfach glänzend bezeichnet wurde. Ihre Ausführung kostete allerdings Geld. Doch wozu hatten wir denn unsere sehr anständigen Diäten? Und so opferte denn jeder gern einen Obolus.

Zuerst wurde eine sehr elegante Visitenkarte gedruckt. Darauf befand sich unten in der Ecke eine siebenzackige Krone, und in zierlicher Schrift stand zu lesen: Baronesz Etelka Sertes-Cary. Wir fanden den Namen wundervoll. Klang ganz nach altmagyarischem Adel. Wir hatten ihn im Restaurant aus der ungarischen Speisekarte abgeschrieben. Ins Deutsche übersetzt lautete er: Baronesz Etelka Schweins-Carré. Noch an demselben Abend sollte diese Dame in Aktion treten. Während der Vorstellung (es wurde gerade das Stück gegeben, in dem Müller die Titelrolle spielte) erschien ein gallonierter Diener auf der Bühne und überreichte Müller einen Strauß herrlich duftender Rosen und ein noch herrlicher duftendes Briefchen. Der Diener trat mit ganz erschrecklicher Vornehmheit auf. Es war unser ungarischer Kollege, der bereitwilligst diese Rolle übernommen hatte. Müller nahm Blumen und Brief mit herablassender Gleichgültigkeit in Empfang, wie etwas Selbstverständliches, das ihm 365 mal im Jahre zu begegnen pflegte. Die Rosen übergab er dem Garderobier und das Briefchen steckte er, ohne es zu öffnen, in die Tasche. Dann ging er mit lässig-langsamen Schritten in einen entlegenen Bühnenraum, und hier erst, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ihn niemand beobachtete, erbrach er das duftige Briefchen. Und entzückt las er:

> Hochverehrter Künstler!
>
> Ich bete Sie an! — Ich wäre glücklich, wenn ich heute abend ein paar Stunden bei Ihnen weilen könnte. — Nach Schluß der Vorstellung wird mein Wagen am Bühneneingang auf Sie warten. Ich bitte Sie sehr, diesen zu benutzen. Der Kutscher wird Sie zu mir führen. Ich erwarte Sie sehnsüchtig. Baronesz Sertes-Cary.

Ein galantes Abenteuer also! Mit einer ungarischen Baronesz! Herrliche Perspektiven gaukelten vor Müllers entzückten Augen. Er spielte seine Rolle jetzt doppelt so feurig als sonst. Er spielte, wie wir freudig bemerkten, für die Baronesz Sertes-Cary. Natürlich war er sofort entschlossen gewesen, zu dem Rendezvous zu gehen. Um aber seinen Kollegen doch diesen neuen Erfolg mitteilen zu können, heuchelte er Unentschlossenheit. Und fragte einige um ihren Rat. Natürlich sagten alle: Hingehen! — Eine ungarische Baronesz! Glutaugen! Paprika! Und so weiter! Und so ließ sich Müller denn auch sogleich aus seinem Hotel den Smoking und ein frischgebügeltes Oberhemd holen und machte nach Schluß der Vorstellung zu unser aller Gaudium umständlich Toilette. Dann ging er mit stolzen Schritten zum Bühnenausgang. Hier stand schon der Wagen bereit. Ein Kutscher in hochherrschaftlicher Livree saß auf dem Bock. Prächtig sah der Kerl aus. Er kostete uns allerdings auch schweres Geld. Halb Budapest hatten wir abgelaufen, bis wir unter den Fiakern den geeigneten Mann gefunden hatten. Die Livree hatten wir der Theatergarderobe entnommen. Herr Müller?, fragte der Kutscher, dann steigen Sie bitte nur ein! Und in scharfem Trab rollte der Wagen mit dem in seligen Erwartungen schwelgenden Müller dahin.

SLUB
Wir führen Wissen.